

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 2

Artikel: Das Erlebnis Staat
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064889>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Erlebnis STAAT

Von * * *

Es soll — man liest es etwa in der Zeitung oder hört es aus Berichten von politischen Versammlungen — eine akademische Jugend heranwachsen, deren politische Ansichten jenen der Väter diametral entgegengesetzt sei. Gibt es diese Jugend? Besteht der Gegensatz? Und worin besteht er?

Wir haben einen Vertreter dieser jungen akademischen Generation gebeten, sich zu diesem Thema zu äussern. Wir glauben, dass sein Bekenntnis wie die Redaktion auch jene unserer Leser interessieren wird, die auf anderm politischen Boden stehen.

Als ich vor Jahren einmal in einer Zeitung las, der junge Schweizer von heute kümmerge sich kaum mehr um die Geschicke seines Landes, sei jeder politischen Betätigung abhold und ziehe es vor, seine freie Zeit mit Sport und Spiel zu verbringen, da bäumte sich irgend etwas in mir auf, und ich hatte das Gefühl, es habe mich eine lästige Fliege beim Denken gestört und meine mühsam errungenen Ueberlegungen durch ihr dummes Schnurren verseut. Un-

geduldig und wütend stampfte ich in meiner Bude auf und ab und um den Tisch herum:

«Dieser Dummkopf von Zeitungschreiber, merkt er denn nicht, wie sehr wir Jungen uns bemühen, unser Land und seine Nöte zu verstehen, und wie mühsam es täglich wird, das politische Zeitungsgewäsch zu verdauen, wie schwer wir um eine würdige und selbständige Haltung unserer Eigenart kämpfen . . . ahnt dieser Mensch denn auch gar nicht, dass viele von uns in schlaflosen Nächten eine bessere Schweiz und würdigere Schweizer wünschen und nach Mitteln und Wegen suchen, um Wahres und Echtes von Fremdem und Gefälschtem zu scheiden und zu retten?...

Freilich, dieser edle Zeitungshirsch merkt vielleicht doch etwas, aber eben, er darf es ja nicht merken, denn im Grunde genommen kümmert ihn die Interesslosigkeit der Jugend an unserm Staat ausserordentlich wenig; was ihn drückt, und worüber er jammert, das ist die Erkenntnis, dass die Jungen sehr wahrscheinlich eigene Wege gehen werden und die Stimmen seiner Partei nicht mehren. Der Grund seiner Besorgnis ist nicht das

Wohl unseres Landes, sondern das Wohl seiner Partei.»

Das war, wie erwähnt, vor Jahren. Heute würde es wohl keine Zeitung mehr wagen, der gegenwärtigen, jungen Generation politische Interesselosigkeit vorzuwerfen.

Man beginnt langsam zu begreifen, dass eine noch kaum fassbare Bewegung unter den Jungen entstanden ist und allenthalben Kräfte am Werke sind, die unaufhaltsam vorwärts treiben. In welcher Richtung diese Kräfte sich bewegen werden, das weiss man allerdings noch nicht. Doch eines scheint schon heute sicher: die Jungen werden politisch anders eingestellt sein, als es die Väter waren. Sie werden die Lücken, die der Tod täglich in die Reihen der alten Parteien reisst, nicht mehr ausfüllen, denn ihre Auffassung vom Staat und vom Staatsbürger, ja von der Politik schlechthin, wird sich mit der hergebrachten nicht mehr decken.

Eines Tages wird man mit den Jungen rechnen müssen. Sie werden sich vorfinden, sobald sie sich selber gefunden haben. Aber wann? Aber wo?

* * *

Als ich mein väterliches Haus verliess und an die Universität zog, da hatte ich es mit dem Beginn meines Studiums nicht sehr eilig. Ich wollte vorerst einmal meine neue Freiheit auskosten, leben, richtig für mich leben und möglichst viel erleben.

Ich trieb Sport, verbrachte ganze Tage auf dem See und an der Sonne, und nachts tanzte ich mit jungen Mädchen, wo sich gerade Gelegenheit dazu bot. Ich war mit Freundschaften nicht allzu

wählerisch. Wer lachen konnte und fröhlich war, der war mein Freund.

Daneben las ich viel. Allerdings nicht Fachwissenschaft. Dafür aber kannte ich sozusagen jede wichtige Neuerscheinung auf dem Büchermarkt. Die Bücher kannte ich im allgemeinen besser, als dies gemeinhin der Fall ist. Ich las sie nämlich ernsthaft und nicht bloss ihre Rezensionen.

Politisch betrachtet war ich in dieser Zeit ein Neutrum: weder Fisch noch Vogel. Meines Schweizertums erinnerte ich mich eigentlich nur, wenn ich mit Fremden zusammentraf, und da ich keine Schützenfeste besuchte und an Turnfesten zu Hause blieb, hatte mein patriotisches Herz kaum je Gelegenheit zum Jubilieren.

Ich wollte leben und kümmerte mich ausschliesslich um mich und um meine mannigfaltigen kleinen Bedürfnisse. Da ich mit der Staatsgewalt wunderbarerweise nie in Konflikt geriet und meine siebenfränkige Personalsteuer regelmässig bezahlt wurde, war ich mir gar nicht bewusst, in einem Staate zu leben. Es fiel mir nicht einmal ein, mit meinem Land unzufrieden zu sein. Auch in dem war ich ein schlechter Schweizer.

* * *

Das änderte jedoch. Mein drittes Semester verbrachte ich an einer andern Universität. Schon vorher hatte ich mir vorgenommen, damit endlich mein Studium ernstlich zu beginnen. Das fiel mir dann auch nicht schwer. Durch den Universitätswechsel war ich aus meinem alten Freundeskreis herausgerissen und künftig auf meine eigene Gesellschaft

angewiesen. Ich hatte also die Wahl: Arbeit oder Langeweile.

An der neuen Universität lehrte ein Staatsrechtler, der weit über den Kanton hinaus einen Namen hatte wegen seiner klaren und vollendeten Beredsamkeit. Ich belegte bei ihm, und es erging mir, wie es vielen vor mir ergangen war: ich fand ihn glänzend.

Hier hörte ich zum erstenmal Näheres über den eidgenössischen Staat. Klar, schwungvoll und hell wie eine Lerche beschrieb uns der Professor die Freiheitskämpfe vor 1848 und den restlosen Sieg des liberalen Staatsgedankens.

Das war fein: Freiheit vor staatlichem Zwang, Souveränität des Volkes, Gleichheit vor dem Gesetz, Gewerbefreiheit, Religionsfreiheit, Freiheit vor allem und in allem...

Ich war hingerissen. Sonderbarerweise dauerte aber meine Begeisterung kaum bis über die Pforten der Universität. Drunten in der Stadt, im Gewühl des täglichen Lebens, wurde mir plötzlich klar, dass das Hohelied auf die Freiheit ein oft hohles Lied sei, und ich merkte, dass dem alten, würdigen Herrn nicht alles zu glauben war.

Freiheit, Gleichheit, hatte er gesungen. Gibt es das überhaupt? Ist nicht der eine stark und der andere schwach, der eine reich und der andere arm, krank, gesund, alt, jung, Mann, Frau...?

Ist es nicht Wahnwitz, wenn man diese naturgegebenen Ungleichheiten von Mensch zu Mensch geflissentlich übersieht und an ihre Stelle eine Gleichheit proklamiert, die nirgends besteht?

Kann diese vorgetäuschte Gleichheit Grundlage eines Staates sein und leiten-der Gedanke einer Gesetzgebung werden?

Müssen nicht in Zeiten der Not die Fugen eines solchen Staates ins Wanken geraten?

Und die Freiheit? Gibt es überhaupt eine Freiheit? Ist der Strauch nicht von der Sonne abhängig und der Mensch vom Menschen? Darf man sich über solche Grundtatsachen einfach hinwegsetzen, und wird eine schrankenlose Freiheit nicht zur tatsächlichen Unfreiheit in der Hand gewissenloser Menschen? Spottet nicht die Natur schon solcher Gedanken?

Ist es da nicht verständlich, wenn sich die Schwächern zusammentun und gemeinsam sich gegen den Starken auflehnen? Fällt durch diesen Staat im Staate der Staat nicht auseinander, wenn die Not gross wird?

Ist das Freiheit? Gleichheit?

Das waren die Gedanken, mit denen ich mein drittes, juristisches Semester beschloss, und die ich ins väterliche Haus brachte, als ich mich dorthin in die Ferien begab. Ich wusste wohl, dass ich sie alle zu spitz formuliert hatte und es tatsächlich im Leben nicht halb so schlimm war.

Aber schlimm genug! Denn jetzt begriff ich den unzufriedenen Arbeiter, ich begriff seine Auflehnung und die Entstehung von Klassenkampf und Klassenhass. Ich begriff manches, aber mit dem Begreifen konnte es nicht sein Bewenden haben. Ich musste Besseres finden.

* * *

Mein Vater, dem ich meine Ideen an einem Regensonntag bekanntgab, war wenig entzückt. Scheinbar nahm er alles als dummes Geschwätz auf die leichte Achsel und lachte mich aus. Aber nur

scheinbar, denn innerlich war er doch recht unangenehm davon berührt. Darum liess ich nicht los und bearbeitete ihn stets von neuem wieder.

« Der alles duldende Liberalismus wird unser Land zugrunde richten. Der Staat ist zu schwach, um seine eigene Existenz zu schützen, geschweige denn die seiner Bürger. Ist es nicht ein blamables Schauspiel, wenn seit Jahren ausländische Krakeeler unser Land und seine Einrichtungen lästerlich beschimpfen und Ideen verbreiten, die sich gegen die Existenz unseres Landes richten ? »

« Ich weiss, aber bei uns darf jeder die politische Meinung vertreten, die ihm behagt... »

« Im Rahmen von Recht und Sitte... »

« Ja, und diese Leute tun das meistens. Solang sie nur Ideen verbreiten und nicht tötlich werden... »

« Das ist es ja : diese Leute hüten sich wohl vor Tötlichkeiten, sie verbreiten nur Ideen und wiegeln andere zu Tötlichkeiten auf. Dass aber das Verseuchen mit Ideen weit gefährlicher ist... »

« Es ist doch lächerlich, diese Leute ernst zu nehmen. Unser Volk ist viel zu aufgeklärt, unsere Schulen zu gut... »

« Als ob es bei uns keine Dummköpfe gäbe... »

« Natürlich gibt es auch bei uns Dummköpfe und Unzufriedene. Aber auch Du wirst sie nicht ausrotten können. Wir tun, was möglich ist, und helfen, wo es nur angeht. Denk doch an unsere sozialen Massnahmen und trefflich ausgebauten Fürsorgeeinrichtungen. »

« Massnahmen... das ist übertrieben. Sei ehrlich und sag' Massnähmchen ! Das

ist halbes Zeug. Kostet viel Geld und nützt nichts. Umstellen müssen wir uns. Eure vielgepriesenen sozialen Tugenden kenne ich. Sie sind Euch abgetrotzt worden und mussten die Mäuler von lästigen Schreihälsen stopfen. Das sind Heftpflaster, welche die Wunde im Moment zudecken, aber niemals heilen. Heute genügt das nicht mehr. Wir brauchen einen neuen Geist, und zwar angefangen vom simplen Bürger bis hinauf zum Bundespräsident. »

« Du denkst an Italien... aber Vorsicht : Wir sind Schweizer, vierschrötig, freiheitsliebend und, wenn es sein muss, hartnäckig. »

« Fein, das höre ich gern, wenn es wirklich so wäre. Aber Ihr seid das alles schon lang nicht mehr, Ihr mit Eurer objektivierten Menschlichkeit, zahlbar in Prozenten des steuerpflichtigen Kapitals... Ihr, Schweizer ? Ich danke. Ja, bisweilen an Schützenfesten tut Ihr so, aber das lange Jahr hindurch unterscheidet Ihr Euch kaum vom internationalen Geschäftsgeier.

Und wenn ich von einem andern Geist spreche, dann denke ich nicht ans Ausland, sondern an jene Schweiz, die lange vor Euch war, als das Wort noch galt, dass der eine für den andern herzuhalten habe. Allerdings damals gab es noch keinen Bundespalast, dafür aber eine gutschweizerische Gesinnung. »

« Wann war das genau ? »

« Ich weiss, es war nie ganz so, wie ich es mir wünsche, wenigstens nicht auf lange Dauer. Das hindert mich aber nicht, festzustellen, dass es so wie heute auch noch nie war und vor allem zu glau-

ben, dass wir unsere gegenwärtige Notlage einzig durch einen andern, neuen Geist überwinden werden.»

«Glauben, gut, mein Sohn, glauben macht selig!»

* * *

Was ich bei meinem Vater vergeblich suchte, fand ich bei gleichaltrigen Studienkameraden. Auch ihnen erging es wie mir: Sie bemühten sich, unsern Staat zu verstehen und ein lebendiges Verhältnis zu ihm zu gewinnen. Ohne recht zu wissen, warum, rein gefühlsmässig, sahen auch sie, dass vieles ihren eigenen Anschauungen nicht entsprach. Ehrlich und vorurteilslos suchten sie ein Bild von unserm Staate zu schaffen, das ihnen richtig schien. Vorerst jeder einzelne für sich. Sie studierten Bücher über den Staat, lasen Parteiproklamationen und verfolgten den Alltagskampf der politischen Parteien. Der eine und andere ging bisweilen auch an eine politische Versammlung, und dann kam es vor, dass man sich zufällig dort traf und das Gehörte zusammen besprach.

Es war jedoch ein völlig planloses Diskutieren, das immer nur dann so richtig in Fluss kam, wenn man sich gegenseitig überzeugt hatte, dass man nicht aus Parteibüffelei, sondern aus ehrlichem Drange, die Wahrheit zu erfahren, in die Versammlung gegangen war.

Eines Tages jedoch kam alles anders. Irgendein politisches Ereignis hatte Gleichgesinnte zusammengeführt. Man diskutierte nicht mehr planlos, sondern schematisch und von Grund auf. Es war, als ob eine Bewegung die Jungen über Nacht ergriffen hätte. Politische Gruppen schossen Pilzen gleich aus dem Bo-

den. Die Aufmerksamen und politisch Interessierten hatten sich gefunden.

Diese Bewegung erfasste auch die Universität, an der ich meinem Studium oblag. Innert wenigen Tagen wurden drei verschiedene politische Vereinigungen gegründet, verschieden in der Art, aber nicht im Ziel.

Am Rande der Stadt, in einer kleinen Pinte, hatte uns ein gutmütiger Wirt ein Hinterzimmer eingeräumt. An den Wänden hingen kitschige Lithographien, und ein grünes Plüschsofa, abgeschabt und durch den Gebrauch verdorben, war der einzige Luxus dieses Raumes.

Da trafen wir uns Abend für Abend: examenfrische Juristen, Mediziner, Volkswirtschaftler, Philosophen und ein junger Gärtnergeselle.

Es waren Wochen fieberhafter Erregung und eifriger Diskussionen. Wir alle waren vom gleichen Drange beseelt, den künftigen Staat gedanklich vorzubereiten. Wie dieser werden sollte, das wusste keiner, aber jeder von uns hatte das bestimmte Gefühl, den neuen Staatsgedanken in sich zu tragen. Denn eines war uns allen von Anfang an klar: Der künftige Staat konnte nur aus dem vergangenen und gegenwärtigen herauswachsen. Darum gab es für uns nie ein Uebernehmen fremder Ideen, sondern nur ein kluges Aushorchen eigener Empfindungen. Wir wollten Bodenständiges schaffen und durften deshalb unsere Herkunft nicht verleugnen.

Anfänglich übten wir Kritik am Bestehenden. Was uns irgendwie faul schien, wurde hergezogen, besprochen und mit Entrüstung verurteilt. Das trieben wir, bis einer von uns lachend rief:

«Da hockt Ihr beieinander und merkt

nicht, dass Ihr genau den gleichen Schmarren erzählt wie Hunderte von Spiessern landauf und landab. Genau wie diese flucht Ihr und wettet, wie es Eure Verdauung gerade will. Wir sind aber nicht dazu zusammengekommen. Wir brauchen heute mehr, wir wollen vorwärts und eine neue Volksgemeinschaft gründen...»

Das Stichwort war gefallen: Gemeinschaft.

Das war, was uns zusammengeführt hatte, der Drang nach der Volksgemeinschaft. Wir mussten diesem Worte wieder neuen lebendigen Sinn geben und unser Denken in öffentlichen Angelegenheiten danach richten. Unsere Aufgabe schien uns plötzlich klar und eindeutig: Wege zu finden, die unser in Parteien und Klassen zerrissenes Volk aus der Not der Zeit herausführten und ihm die Kraft des Einigen wieder gaben.

Volksgemeinschaft! Heisst das nicht Schluss des unnützen Klassenkampfes? Bedeutet das nicht Ende eines unwürdigen Hochkapitalismus, dieser schlimmen Schattenpflanze, die nur unter dem alles duldenden Liberalismus entstehen und eine Zeitlang gedeihen konnte?

Und andererseits: Ruft die wahre Volksgemeinschaft nicht nach einer andern, stärkern Staatsform, nach einer andern Weltanschauung, einem andern Wirtschaftsleben?

Denn: Warum soll der Krämer immer nur für sein eigenes Wohl sorgen dürfen, wenn wir ihn alle so notwendig gebrauchen? Und der Fabrikant, der Bauer, der Arbeiter und all die andern, dürfen diese nur an sich selber denken?

Sind alle diese Leute für ihr Tun und

Lassen nicht auch dem Volksganzen gegenüber verantwortlich?

Ja oder Nein?

Natürlich ja! Das Gesamtwohl geht dem Interesse des einzelnen vor, denn das Gesamtwohl ist das Wohl der Volksgemeinschaft, und dazu gehören wir alle: Du und ich und der andere. Darum darf es künftig nicht mehr heissen: Verantwortung gegenüber dem Besitz allein, sondern auch Verantwortung gegenüber der Volksgemeinschaft.

* * *

Der Gedanke der Volksgemeinschaft beherrschte von nun an unsere Diskussionen. In ihm fanden wir, was uns die heutigen politischen Parteien nicht mehr geben konnten: ein würdiges Ziel, für das wir uns ohne heimliches Erröten einsetzen durften. Wir wussten jetzt, dass nicht jede Mitarbeit an öffentlichen Dingen auf eine eigennützige Vertretung kleinlicher Interessen hinauslaufen musste.

Der Staat als Inbegriff der Volksgemeinschaft erschien uns nicht mehr als lästiger Fremdkörper in unserm gedanklichen Weltbild. Der Staat, an dem wir mitarbeiten wollen, musste die besten unserer Eigenschaften haben: stark und mutig, ehrlich und gerecht sollte er sein. In ihm wird es keinen Platz mehr für den *fiscus rapax* geben.

Aus den Fehlern des gegenwärtigen sollen die Vorzüge des künftigen Staates werden, und darum beschränkten wir uns nicht mehr aufs Kritisieren und Schimpfen. Wir wollten Lösungen, die sich hören liessen. Mitarbeit in diesem Sinn am Staate der jungen Generation war uns allen zum grossen, gemeinsamen Erlebnis geworden.